

Moshe Landau

Eine Reise von Tel Aviv nach Krakau:
die Gegenwärtigkeit der Vergangenheit

Zu Beginn ein paar Worte zum Titel: Ich bin in Tel Aviv geboren, und die Symbolik und die Bedeutung von Tel Aviv sind nicht die gleichen wie die Jerusalems. Jerusalem hat eine Bedeutung, einen Wert und ein Gewicht in religiöser, historischer und mythologischer Hinsicht, die über die Menschen hinausreichen, die dort leben. Die Bedeutung von Tel Aviv ist eher weltlich, ahistorisch und nahezu völlig in der Gegenwart verankert, individualistisch. Ich möchte betonen, dass, wenn ich jetzt hierher gekommen bin, das Bedürfnis spüre, in meinem eigenen Namen zu sprechen, mich über meine innere Reise auszulassen und zugleich von der Last meiner Familie zu erzählen, die hier in Krakau über Jahrhunderte gelebt hat. Geschichte:

Meine Eltern wurden in Krakau geboren. Mein Vater emigrierte nach Palästina (heute Israel) im Jahre 1929 als Pionier der zionistischen Immigration, kam 1935 zurück nach Krakau, heiratete meine Mutter und beide wanderten nach Palästina aus, um dort zu leben. Fast mein ganzer Familienkreis, an die 250 Personen, kamen im Holocaust ums Leben. Ich wurde nach meinem Großvater väterlicherseits benannt, der in Krakau ermordet wurde.

Meine frühesten Erinnerungen: wie ich am Radioempfänger saß und ein Programm hörte, das der Suche nach vermissten Angehörigen gewidmet war. Ich erinnere mich, wie ich gespannt am Empfänger saß, immer gegen Mittag, an Tränenausbrüche und Schreie, wohl von meiner Mutter. Ab und zu kamen Verwandte vorbei, Leute, die ich nicht kannte, in fremde, mir unbekannte Sachen gekleidet. Umarmungen, Tränen. Ich konnte nicht verstehen, um was es ging. Es war noch etwas dabei, etwas Furchterregendes, aber ich war davon entfernt, ich konnte es nicht fassen. Niemand sagte mir etwas. Und ich hatte wohl aufgehört, Fragen zu stellen.

Diejenigen, die "von drüben" kamen, waren seltsam. Die Kinder waren komisch gekleidet, fremdartig, nicht wie wir, die Israelis. Wir machten uns über sie lustig. Ich wagte nicht, mich ihnen zu nähern; es war etwas von einer anderen Welt um sie.

Mitunter kam ich zu ihnen, zu den Kindern mit einem traurigen, abwesenden Blick, die im Unrat wühlten. Sie flüsterten, sie hätten eine blaue Nummer am Arm. Was war das? Wir fragten nicht. Es war etwas Beunruhigendes in ihrer Fremdheit. Manchmal erschreckten wir sie und sie rannten davon, um nicht gefangen und "nach drüben" gebracht zu werden.

Viel später schrieb mein mittlerweile verstorbener Freund Yossi Hadar über sie sein Buch "Yotzke". Er schrieb so, als seien sie weiterhin unter uns. Ich konnte ihren Atem in meiner Nähe spüren und wie sie vor Angst versteinert dastanden. Sie waren krank. Verloren. Sprachen mit sich selbst. Yossi schrieb, dass sie entweder fliehen mussten oder "von dort" in einen Kurzurlaub geschickt wurden. Vom Krankenhaus, von diesem anderen Planeten (Yekhiel Dinor).

Als Yossi im Jahre 1997 starb, trug ich einige Male ein Gedicht von ihm öffentlich vor, das mich stark ansprach und tief bewegte. Zu der Zeit dachte ich, dies sei wegen ihm so. Doch in der Rückschau wird mir bewusst, dass dies ein Zeichen war, dass meine Reise nach Krakau begonnen hatte.

Wir kommen zusammen und trennen uns wieder von Yossi Hadar

"Wir kommen zusammen und trennen uns wieder, dreißig und vierzig. Metrept sich1.

Mein Vater nahm mich mit, damit ich es hörte. Der Kantor rezitierte ein kurzes Gebet, die Leute verabschiedeten sich, kauften Erinnerungsbücher und weinten zu Hause. Es war sehr schwer. Warum gehen wir fort - weil wir müssen.

Die Erinnerung brach hervor. Brach durch. Ein Loch. Alles ist mit leiblichen Dingen verbunden. Melebt². Danke gut. Sie schienen zu lächeln, nur scheinbar. Doch Theresienstadt ist nicht Jerusalem. Du kannst keine sehnsüchtigen Lieder singen."

In meiner Kindheit "nahm" ich den emotionalen Standpunkt "an", dass wir anders zu sein hätten. Stark. Niemand sollte uns zur Schlachtbank führen. Im Kampf werden sie nicht gut genug sein. Meine Helden und die Helden meiner Generation waren die Helden des Warschauer Ghetto-Aufstandes - Mordechai Anielewicz, Edelman und die anderen. Doch sie waren drüben. Wir waren anders, wir hatten die Helden des Landes Israel - Palmach³, Yigal Alon⁴, Ytzak Sadeh⁵, die Helden des Unabhängigkeitskrieges, Helden, die gegen die Briten kämpften usw. Sie waren die bewunderten Vorbilder, wir haben uns mit ihnen identifiziert, mit den neuen Juden, den Israelis.

Man darf sich dieses "drüben" nicht als etwas Menschliches vorstellen, als etwas, das Mitgefühl weckt. Man konnte sie sich überhaupt nicht vorstellen. Sie existierten gleichsam nicht. Was ihnen widerfuhr, war unfassbar. So erschütternd, dass sie nicht existierten. Ich spürte, dass meine Eltern auch von drüben waren. Ich war stolz auf meinen Vater, denn er war ein Pionier des Zionismus, hatte in der Hagana⁶ gekämpft, doch ich konnte es nicht ertragen, dass Mutter und Vater untereinander Polnisch oder Jiddisch sprachen, dass sie zum Galut, zum Exil gehörten. Israel sprach Hebräisch. Ich fühlte bis zu einem gewissen Grade eine Verachtung für meine Mutter, wenn sie eine Zeitung auf Polnisch las, und Scham dafür, dass sie nicht Hebräisch lesen konnte. Mein innerer Widerstand gegen ihre Sprache, der Sprache des Exils, führte dazu, dass ich weder Polnisch noch Jiddisch lernte, kein Wort. Anlässlich der jüdischen Hauptfeste, trafen sich die wenigen überlebenden Familienmitglieder und mitunter waren dies nur wir. Ich erinnere mich, dass ich als Junge betete, dass sich ein Verwandter fände, den ich noch nicht getroffen hatte, so dass noch jemand bei uns sitzen könnte. Damit wir eine größere Familie sein könnten.

Nach Jahren bin ich in die meisten Länder Europas gereist, auch nach Osteuropa und Deutschland. Die Reise nach Deutschland weckt in meinem Gedächtnis schmerzhaft Erfahrungen und ich kehrte niemals dorthin zurück. Und Polen war "hinter dem Horizont". Es hätte nicht zu existieren brauchen. Ein namenloses Land, ein anderer Planet. Ein Ort, wo sich das Unmögliche ereignete. Etwas, das Entsetzen, Wut und Hass weckte. Als Junge hörte ich die Geschichte von einer Tante, die nach dem Krieg aus Russland nach Polen zurückgekehrt war und beinahe von Polen ermordet worden war. Ich konnte das nicht ertragen. Für mich war Polen von der Landkarte getilgt.

Soweit ich mir bewusst bin, brachte ich den Verlust und das Fehlen der Familie mit der Sehnsucht nach der Familie "von drüben" in Zusammenhang, als mein Sohn heiratete. Die Hochzeit fand im Garten des Hauses meiner Tochter statt; sie war bereits Mutter von zwei Kindern, meiner Enkel.

Am Morgen der Hochzeit wurde mir bewusst, dass ich Dr. A. nicht eingeladen hatte, der für mich eine Art geistlicher Vater gewesen war, als ich im Krankenhaus arbeitete. Er war ein Jude aus Gola, der Diaspora, doch nichtsdestotrotz betrachtete ich ihn mit anderen Augen als einen Juden aus der Diaspora. Es herrschte eine besondere Nähe zwischen uns, ähnlich der zwischen einem Talmudgelehrten und seinem Lieblingsschüler. Das Verhältnis war sehr jüdisch und wir waren neugierig aufeinander. Später erfuhr ich, dass er in mir mehr ein Streben nach dem weisen, gelehrten mitteleuropäischen Juden spürte, als nach einem typisch israelischen "Helden". Ich war beschämt, dass ich ihn vergessen hatte. Ich hatte ihn zugleich vergessen und mich an ihn erinnert.

Dann tauchten vor meinem geistigen Auge reihenweise erwachsene Gestalten auf, Männer und Frauen, wie in einer Parade von Silhouetten, Angehörige meiner Familie, Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten, Kusinen und andere Verwandte, die sich umarmten und küssten und mir Masel-Tov⁷ wünschten. Ich brach in Tränen aus und weinte lange an diesem

Morgen. Mir wurde plötzlich bewusst, wie ich ihre Abwesenheit fühlte, die Abwesenheit von entfernten Familienmitgliedern, die ich nie gekannt hatte. Wie sehr ich mich nach ihnen gesehnt hatte und wie schmerzhaft ihre Abwesenheit war. Das war der Beginn meiner bewussten Reise nach Krakau.

Ein Jahr vor meiner Ankunft in Krakau begann ich mir die Reise im Geiste auszumalen. Ich sah mich im Jüdischen Viertel herumlaufen, an einem Freitagabend, die Sabbatkerzen brannten in den Fenstern, mit Flammen, die mir den Weg beleuchteten. Ich bin auf dem Weg zum Haus meiner Großmutter, zur Zeremonie, die den Sabbat einleitet, und andere Juden gehen an mir vorbei zur schul⁸, zum Sabbatgebet. Ich trete ein, das Haus ist voller Licht, und mein Großvater und meine Großmutter, Onkel und Tanten und ihre Kinder umarmen mich, glücklich, dass ich gekommen bin und wünschen mir "Schabbat Schalom"⁹. Ich plaudere mit ihnen auf Jiddisch über das Land Israel. Es ist wie 1935, als mein Vater nach Krakau zurückkehrte, um zu heiraten. Großvater spricht ein Kidusch¹⁰ beim Wein und genießt die Düfte, die aus der Küche ins Zimmer dringen. Am nächsten Tag, am Samstag des Sabbat, mache ich die Runde bei Onkeln, die ich nie kennen gelernt habe.

Ich verbrachte viel Zeit damit, mir diese Szenen auszumalen: ich in Alltagskleidern inmitten meiner religiös-orthodoxen Familie, und alle wussten sehr wohl, dass ich nicht ihren Weg ging. Diese imaginierten Begegnungen weckten in mir tiefe, bewegende Gefühle und ein nie gespürtes Verlangen. Gleichzeitig fürchtete ich mich vor diesen erträumten, fabrizierten Treffen, die mir so wirklich schienen.

Die Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit dieser Begegnungen standen mir so stark vor Augen wie die Toten und die Vernichtung. Ich besaß die Gabe, das Verschwundene zum Leben zu erwecken und weigerte mich einfach, es wieder auszulöschen und ein Leben voller Nichtigkeit zu führen.

Vor meiner Reise nach Krakau machte ich mich auf, um meinen Onkel, den Bruder meiner Mutter, zu treffen, den einzigen Überlebenden, der aus Krakau vor der Invasion der Nazis geflohen war. 1939, am Tag des Jüngsten Gerichts, waren alle Juden zum Ausheben von Gräben transportiert worden und die Wache tötete einen von ihnen vor den Augen meines Onkels. Doch ihm gelang es anschließend, auf die russische Seite zu flüchten. Als Mitglied der Roten Armee hatte er den Weg nach Berlin genommen. Gleich nach Kriegsende war er für einen halben Tag nach Krakau zurückgekommen, hatte das Grab seiner Mutter besucht, die gestorben war, als er acht war, und war seither nie wieder zurückgekehrt. Schließlich hatte er sich den Juden angeschlossen, die versuchten, illegal nach Palästina zu gelangen (weiterhin unter britischem Protektorat), war gefangengenommen und nach Zypern verbracht worden; schließlich gelangte er nach Israel und gründete dort eine Familie.

Für mich symbolisierte er die jüdische Geschichte. Ein Kämpfer, der sein Schicksal in die Hand nahm, der nicht aufgab, illegal immigrierte, sich durchs Leben schlug, heiratete, Kinder und Enkel großzog und heute immer noch am Leben ist (er ist 95 Jahre alt). Als ich ihm von der geplanten Reise erzählte, war er nicht gerade begeistert, obwohl er von Krakau mit großer Sehnsucht sprach. Er gab mir die Adressen meines Elternhauses und anderer Verwandter und sagte zugleich: "Für dich ist da nichts. Keine Juden. Überhaupt nichts." Und flocht einige deftige Flüche an die Adresse der Polen und Antisemiten ein. Es war schwer, ohne seinen Segen loszufahren, aber ich war fest entschlossen. Seine Worte standen mir während der Reise vor Augen. Ich sah ihn und meinen Großvater den Kopf wiegen, mich warnen und achtgeben, dass ich mich um Himmelswillen nicht für Polen begeisterte.

Als ich aus dem Flugzeug ausstieg, fühlte ich mich umstellt, erschreckt, in Erwartung, dass jeden Augenblick jemand herbeikäme, um mich festzunehmen. Die Gestapo? Die Polen? Am Abend des ersten Konferenztages in Kazimierz ging ich mitten in einem ausgezeichneten Vortrag weg, um mein Elternhaus zu suchen. Es war Freitagabend im Herzen des jüdischen Viertels. Ich machte mich auf, die Sabbatkerzen zu suchen, die ich mir im Geiste vorgestellt

hatte. Ich hatte eine Kamera dabei und war voller Furcht. Meine Augen eilten hin und her, auf der Suche nach Zeichen jüdischen Lebens, die ich nicht fand, immer noch in Furcht. Ich schaute über die Schulter, ob nicht etwa jemand käme, um mich zu verhaften. Ich war schließlich einer der letzten Juden, die sich versteckt hielten. Mir war klar, dass dies nur Einbildung war, aber ich konnte mich nicht beruhigen und fast im Eilschritt kehrte ich in den sicheren Konferenzsaal zurück. Alles schien nur eine Halluzination zu sein. Nun sitze ich hier in dieser wertvollen Konferenz, scheinbar höre ich kluge und interessante Worte und fühle mich immer noch wie ein verfolgter Jude, in meinem Stuhl gekauert, um möglichst nicht aufzufallen, wissend, dass mein Schicksal besiegelt ist und dass nur ein Wunder mich und meine Familie erretten kann.

In jener Nacht schlief ich kaum und am nächsten Tag kamen wir in kleinen Gruppen zusammen, Israelis und Polen, zu einem offenen Gespräch über diese Begegnung. Ohne Vorüberlegung fing ich an, mit viel Emotion über das zu sprechen, was ich durchgemacht hatte und was ich fühlte; vermischt mit Wut, Hass und bitteren Anklagen gegen die Polen. Meine polnischen Kollegen saßen schweigend da, stellten ab und zu eine Frage und hörten zu. Sie waren für mich ein kollektives Ziel, kein jüdisches Gesicht unter ihnen, nicht zu unterscheiden: ich sprach nicht zu einem einzelnen, bestimmten Menschen. Umgeben von israelischen Kollegen, sah ich sie an, diese Anderen. Innerhalb von zwei Tagen trafen wir uns einige Male. Etwas begann sich zu regen. Fragen wurden gestellt und beantwortet und ich begann Gesichter zu unterscheiden. Sie wurden gleichsam zu Menschen. Zum ersten Mal nahm ein Pole menschliche Züge an. Ein Name, die polnische Geschichte, die polnisch-jüdische Geschichte, Zweifel, Schuld, das Bedürfnis nach Dialog und vor allem offener Aussprache, mit Schmerz und Empfindlichkeiten sowie einem Wunsch nach Verständigung. Dass ich das so empfinden konnte, kam mir bereits wie ein Verrat vor. Einer der israelischen Teilnehmer sagte zu mir: "Du wirst dich noch mit ihnen anfreunden." Die bloße Möglichkeit, auf etwas anderes als Hass und Zurückweisung zu stoßen, verwirrte mich. Doch die Ähnlichkeit war spürbar, die gemeinsame Geschichte, die gemeinsame Erinnerung, ähnliche Speisen, die Klänge und die Musik einer vertrauten, lange unterdrückten Sprache, Englisch mit einem bekannten Akzent gesprochen. Einige der Polen hatten, wie sich herausstellte, Juden in der Familie oder ihre Familie lebten in der Nachbarschaft von Juden, kannten jüdische Gerichte und jüdische Feiertage und so weiter und so fort.

Am Anfang der Konferenz sagte ich klar, dass das meine erste und zugleich letzte Reise nach Polen war. Am Ende dachte ich auch so, aber etwas hatte sich doch geändert. Man konnte es nicht bestimmen, etwas wie Rührung, Erwachen, gemischte Gefühle und vor allem Erkenntnisgewinn. Speisen, Sprache, Aussehen. Als ich die Augen schloss, glaubte ich meine Verwandten aus Israel zu hören und zu sehen. In der Straße fand ich beigelehl11, wie ich sie gerne in meiner Kindheit hatte. War ich dorthin zurückgekehrt? Hierher? Wohin eigentlich? Die Düfte bekannter, längst vergessener Speisen kamen mir wieder näher, schmeckten wieder; die Intonation der Sprache, in der die Noten meiner Kindheit erklangen; ich mochte sie nicht immer, aber in Krakau waren sie die Musik der vergangenen Jahre, der Sehnsucht nach der Kindheit, nach der Sprache der Familie und der nächsten Umgebung, der Sprache der Mutter. Sehnsucht nach den entfernten und den nächsten Wurzeln und schließlich nach einer siebenhundertjährigen emotionalen Zugehörigkeit.

Nach der Konferenz war die Jüdische Kulturwoche und in der Isaak-Synagoge sah ich ein paar Dokumentarfilme über das jüdische Leben der Vorkriegszeit, über Razzien und Ghettos, Deportationen ins Lager. Das waren furchtbare Szenen. Menschen, die mit Gewalt aus den Häusern gezerrt wurden, entsetzte Kinder, ein Zusammenpferchen in Waggons - ich glaubte meine Angehörigen zu sehen. Ich ging zum Ghetto in Podgórze, wo mein Vater und seine Familie wohnten. Als ich über die Weichselbrücke ging, hatte ich den Kopf voller Bilder von umzingelten Juden, von Kindern mit Kopftüchern, die durch den Schnee stapften, die nicht

wussten wohin. Ich fühlte mich, als sei ich dort mit ihnen, einer von ihnen, ihresgleichen. Ich ging über die Brücke und träumte. Ist die Familie meiner Mutter, die in Kazimierz wohnte, auch so gestorben? Ich ging und um nicht verrückt zu werden, machte ich Fotos und sprach mit mir selbst. Ich fand das Haus. Ein Zittern überfiel mich und die Knie wurden mir weich. Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie ausgesehen hatten um sie im Film zu identifizieren. Waren sie dort? Waren die Menschen im Film etwa meine Cousins? Vom Zgoda-Platz 2, am Rande des Ghettos, gegenüber der Apotheke? Vor dem Haus stehend, neben dem großen Busparkplatz rechts, bemerkte ich eine Inschrift, las sie und verging fast vor schierem Entsetzen. Auf diesem Platz hatte man die Juden auf Lastwagen geladen und von hier aus ins Lager deportiert. Ich spürte, dass ich ohnmächtig wurde, mit Mühe hielt ich mich aufrecht, irgendwo weinte ein Kind. Mir kam das Gedicht von Bialik über das Pogrom in Kiszyn in den Sinn: "Ein Mörder begeht einen Mord ... und das System blüht auf". Ich entschloss mich, nicht weiter ins Ghetto hineinzugehen. Voller Entsetzen wurde mir bewusst, dass ich bereits mittendrin war. Jeden Moment könnte mich jemand verhaften. Ich musste fliehen und ich tat es auch. Ich musste in den Augen der Passanten merkwürdig ausgesehen haben, wie ich mir mit einer Flucht über die Brücke nach Kazimierz das Leben gerettet habe. Dort fühlte ich mich merkwürdigerweise wie zu Hause. Das war ein jüdischer Ort. Hier war das Haus meiner Großeltern mütterlicherseits. Hier sind Juden, hier bin ich in Sicherheit. Wie kann das sein? Juden und Polen flanierten friedlich, tranken Kaffee, Touristen besichtigten die Remuh-Synagoge und einen Kilometer von hier entfernt fand Ungeheuerliches statt. Trotzdem umgab mich eine familiäre Atmosphäre. Ich sah Israelis und anscheinend sogar Polen von der Konferenz, alles wirkte friedvoll und sicher.

Später besuchte ich auch andere Orte. Ich entdeckte das Landausche Haus aus dem 14. Jahrhundert. Dort gehörte ich hin, hier lebten meine Vorfahren. Der Verkäufer war freundlich, als ob er mich von früher kannte. Vielleicht war das einer von den Landaus?

Wie ich erwähnt habe, fand das Jüdische Kulturfestival in der Woche statt, in der meine Kindheitserinnerungen geweckt wurden - Musik, Lieder, Gebete, Sehnsüchte. Zeitweilig fühlte ich mich glücklich. Ich gehörte nicht nur den Toten an. Ich bin am Leben, habe Familie, Kinder, Enkelkinder. Ich bin auch Israeli und manchmal, so wie jetzt, bin ich stolz darauf. Ich setze die Dynastie fort, die beinahe ausgelöscht wurde.

Eine der faszinierendsten Eindrücke aus Krakau waren meine Gruppengespräche mit Polen. Sie waren sehr bewegend, offen und natürlich. Sie verbanden Menschen. Was fremd, bösartig war und die Ablehnung des Anderen schürte, wandelte sich zu einem Gespräch zwischen Menschenwesen, die aufrichtig und voller Schmerz waren. Etwas war aufgetaut.

Das war ein Dialog, der schon Jahre andauerte, in gemeinsamen Treffen der Konferenzteilnehmer und per E-Mail.

Nach meiner Rückkehr nach Israel bilanzierte ich erregt, was ich in Polen erlebt hatte, womit etwas geöffnet wurde. Es war nicht nur ein Treffen mit Verstorbenen und Ausgelöschten, sondern etwas hatte sich in mir aufgetan, es gelang mir, etwas ans Licht zu bringen, das abgeschlossen im Verborgenen gelegen hatte. Ich fing an, über die Vergangenheit der polnischen Juden zu lesen - Eva Hoffman, Jan Gross, Appelfeld und andere. Ich kann sagen: Ich bin nicht nur Israeli, sondern habe auch polnische wie jüdische Anteile in mir. Ich bin ein Teil der siebenhundertjährigen Geschichte und ich sage das nicht ohne Stolz.

Meine verdorrten Wurzeln belebten sich wieder.

Nach der Rückkehr nach Israel besuchte ich meinen Onkel und erzählte ihm alles detailliert, was passiert war, als ob wir beide vom selben Ort zurückgekehrt wären. Ich zeigte ihm die Fotos vom Haus, in dem er großgeworden war, von seiner Schule, von der Stelle, wo das Geschäft seines Vaters und andere gestanden haben mussten. Er wollte mehr wissen, fragte mich, ob ich das Grab seiner Mutter gefunden hätte, die gestorben war, als er acht Jahre alt war. Ich hatte es gesucht und nicht gefunden. Seine Miene verzog sich und er weinte. Er

erzählte mir noch einmal, wie seine Mutter gestorben war, wie er ihr Grab jeden Morgen vor der Schule besucht hatte und Jahre später nach der Befreiung Polens wieder hinging, als er nach Krakau zurückgekehrt war, um es aufzufinden. Später kehrte er nie wieder dorthin zurück. Ich fühlte mich schuldig, das Grab für ihn nicht ausfindig gemacht zu haben, dass ich ihm in einem Alter, wo er dem Tod schon so nahe war, dieses Geschenk nicht machen konnte. Ich spürte auch die Nähe und Verbundenheit zwischen uns, die Verbundenheit in der Suche nach den Toten und dass das Auffinden der Toten unser Leben bereichert.

Selbstverständlich kam ich im nächsten Sommer nach Krakau zurück. Ich wollte den anderen, polnischen Teil meiner selbst kennen lernen. Nicht ohne Schuldgefühle suchte ich weiterhin nach meiner Geschichte und versuchte, ihre weiteren Elemente ans Licht zu bringen. In meiner Vorstellung ging ich über die imaginäre Brücke, die jüdische und christliche Stadtviertel verbindet und ging durch ihre Straßen. Ich stellte mir vor, was gewesen wäre, wenn der 2. Weltkrieg nicht ausgebrochen wäre. Hätte ich meine Familie in Krakau an Festen besucht, wäre ich durch die Gassen spaziert und über die Brücke gegangen? Wie hätte ich wohl auf das antisemitische Verhalten reagiert? Hätte ich unter dem Druck des stolzen israelischen Teils in mir gekämpft? Mich womöglich ergeben? Wenn ich in Krakau großgeworden wäre, hätte man mich an der Universität aufgenommen? Hätte ich polnische Freunde gehabt? Mich mit der Person von Dr. A. identifiziert - eines mitteleuropäischen Juden mit weltläufiger Bildung und europäischer Kultur? Hätte ich mich assimiliert oder wäre ich wie mein Vater nach Israel emigriert? Hätte ich mich mit Israel identifiziert oder mich von meinen jüdischen Wurzeln losgesagt?

Mich haben Probleme beschäftigt, die ich früher nie hatte. Ich erinnerte mich an einen Artikel eines Freundes, der schrieb, dass das israelische Nationalgefühl und der israelische Charakter vom Holocaust geformt wurden, nämlich in Gestalt des schizoparanoiden Zustands: die ganze Welt ist gegen uns usw. Demgegenüber zeichnet sich der depressive Zustand (nach Melanie Klein) durch das Fehlen eines Sichzurückziehens aus und erlaubt eine Ambiguitätstoleranz wie Unsicherheit im Umgang mit existenziellen Ängsten. Führt mich die Konfrontation mit meinen jüdisch-polnischen und polnischen Elementen zu einer Persönlichkeitsauflösung, zu Zweifeln an meiner israelischen Identität, die ohne das schwächer wird? Stehe ich an einer Weggabel?

Wie ich schon sagte, kehrte ich nach Krakau zurück, um meiner jüdisch-polnischen Seite zu begegnen. Diese erneute Begegnung mit der jüdischen Kultur, besonders mit der jüdischen Musik nahm mich völlig ein. Zuweilen war ich in einem Konzert den Tränen nahe.

Unsichtbare Fäden, unaussprechliche Gefühle, das nicht zu Beendende von etwas Ferngerücktem und Unfassbarem, die Töne, der Geist der Lieder, die mir früher nichts bedeutet hatte, waren auf einmal gegenwärtig, lebendig und aktuell. Etwas, was außer und über Mutter und Vater war, eine Art archaischer Kollektivseele, eine Art von Musik, die man nicht hören konnte, die aber nun Form annahm, war nähergerückt. Eine Art nicht ernstgenommenes Verlangen, auch unausgesprochenes, noch vor allen Wörtern. Das abgeschnitten wurde und erst jetzt begann, zu gesunden und zu wachsen.

Während dieses Besuchs lernte ich meine polnischen Anteile besser kennen, nicht ohne Schuldgefühle. Ich saß im Café und dachte daran, was mein Großvater gesagt hätte. Erstens war das kein Ort, wo ein Jude überhaupt hingegangen wäre. Wie konntest du wagen, diese Grenze zu überschreiten? Du gehörst hier nicht hin.

Seit dieser Zeit verließ mich der Gedanke an die Grenze und ihre Überschreitung nicht mehr, an das Erlaubte und Unerlaubte, das Mögliche und Unmögliche. In einem der Vorträge dieses Jahres kam mir das Bild der Brücke erneut in den Sinn. Ich sprach über Bions Arbeit an der Zäsur. Bion, der britische Psychoanalytiker, stellt Überlegungen an über den Zusammenhang zwischen Gedanke, Gefühl und Intuition. Jetzt stehe ich an der gemeinsamen, aber verwischten Grenze zwischen Intuition und Gedanke. 1926 schrieb Freud, dass es eine

Fortsetzung gebe zwischen der embryonalen und frühkindlichen Phase trotz der Geburt, die ein Akt der Trennung ist. Bion erweiterte diese Idee, indem er sich hier auf die Zäsur bezogen hat als Entwicklungsprozess, der sowohl Trennung verursacht als auch die Fortsetzung zwischen verschiedenen Geisteszuständen zulässt. Z.B. zwischen dem inneren und äußeren, dem bewussten und unbewussten, dem embryonalen und postnatalen Geisteszustand, aber auch zwischen dem Entwicklungspotential und seiner Realisierung. Diese Ideen haben in der letzten Zeit infolge der Beobachtungen, wissenschaftlichen Forschungen und der Entwicklung der klinischen Theorie an Bedeutung gewonnen.

Bions Arbeit hebt die Idee der Verbindung zwischen verschiedenen Persönlichkeitsteilen, zwischen dem Subjekt und dem Anderen sowie in der Gruppenarbeit hervor. Er beschäftigt sich auch mit psychischen Kräften, die sich auf die Formung von Verbindungen stützen und mit ihnen kämpfen. Für mich ist die Idee der Zäsur eine Art Metapher für die menschlichen Möglichkeiten und das Unvermögen, und besonders für die Komplexität des Subjekts beim Aufbau von Bindungen bei Konflikten, die in dem unendlichen Entwicklungsprozess unentbehrlich sind.

Ich möchte auf den Ort der Möglichkeit des Übergangs und der Bewegung aufmerksam machen, der gleichsam "zwischen" zwei verschiedenen Geisteszuständen liegt. An dieser Stelle herrschen Unklarheit, Komplexität und widerstreitende Kräfte, was schwer zu ertragen ist.

Meine Assoziation mit der Metapher der Zäsur ist das Bild der Brücke. Die Brücke kann als ein Weg betrachtet werden, der zwei gegensätzliche Elemente verbindet, oder als etwas, das man braucht, um Trennung, Distanz und Hindernisse usw. zu überwinden. Im gleichen Maße ist klar, dass die Brücke auch eine Grenze sein kann; sie kann ein Bezugspunkt sein und in Zeiten von Feindseligkeit und Krieg Länder trennen. Eine offene Brücke kann den Übergang von einem Teil zum anderen bedeuten. Anders gesagt: Trennung und Verbindung liegen, auf verschiedenen Ebenen, beieinander. Brücke, Trennung und Zäsur bedeuten den unabschließbaren Prozess von Entwicklung und Nicht-Entwicklung.

Nun möchte ich das Konzept des relinquishment einführen. Dieses Konzept wurde von Bions Nachfolger Donald Meltzer entwickelt. "Relinquish" bedeutet Schwächung, Lockerung, Weglassen von Steifheit bei gleichzeitiger Geistesklarheit. Es bedeutet auch den Wegfall der Erlaubnis, wegzugehen, eine Verwandlung. Meltzer ist davon überzeugt, dass im Entwicklungsprozess, der im Mutter-Kind-Verhältnis seinen Anfang nimmt, die Erlaubnis, wegzugehen existiert. Mutter und Kind "schwächen" die absolute emotionale Kenntnis von einander. Weder kann das Kind die ganze Psyche der Mutter kennen, noch die Mutter die des Kindes. Die normale Entwicklung umfasst das gegenseitige "relinquishing", den Verlust der Allmächtsillusion. Die ist auch ein Prozess der Trauer.

Meltzer betont nicht nur den Verlust und die Trauer, sondern auch die Möglichkeit der Entstehung von etwas Neuem, das dem Verlust abgewonnen werden kann. Neben Verlust, Wut und Zorn gibt es auch die Möglichkeit, etwas Neues zu entdecken. Aber diese Möglichkeit ist mit der Fähigkeit verbunden, die Last des Verlustes zu tragen und die Fähigkeit des "relinquishing" des Besitzes und der absoluten Kontrolle über Andere. Für mich verbindet sich das mit der Metapher der Brücke, die ich erwähnt habe. Die emotionale Möglichkeit, die Brücke zu überqueren, ist die Möglichkeit, die Unsicherheit zu ertragen, die mit dem Überqueren verbunden ist. Es ist auch die Möglichkeit, den Griff des Verfestigten, Bekannten und Eindeutigen zu lockern, der den Hass, die Ablehnung und Verachtung gegenüber Anderen rechtfertigt. Diese Möglichkeit gibt uns die Chance, auf etwas Neues zu stoßen, einen neuen Horizont, die wiederholte Konfrontation mit Schmerz und Ambivalenz und Offenheit dem Dialog gegenüber.

Der letzte Punkt: Der deutsch-britische Schriftsteller W.G. Sebald beschreibt in seinem Roman Austerlitz das Schicksal einer Person, die am Anfang des 2. Weltkrieges von Prag

nach England gebracht wurde. Ein von einer britischen Familie adoptierter Junge ist von seiner Herkunftsfamilie getrennt. Seine Identität wird geändert und die ganze Kindheit ausgelöscht. Schmerzvoll beschreibt der Autor den seelischen Tod, die Entfremdung und den späteren komplexen Prozess der Suche nach neuen Banden mit seiner verlorenen Kindheit. Das ist ein faszinierendes, kompliziertes Buch und an dieser Stelle kann ich nur noch eine Frage ansprechen.

Im Gespräch über das Buch mit dem Rabbiner Daniel Epstein aus Jerusalem brachte ich die chassidische Idee der Erlösung durch die Sprache vor. Der Autor von Austerlitz dokumentiert eher als dass er beschreibt, wie die Toten weiterleben (S. 47f.). Die Toten erwarten von uns Erlösung und allein wir können das mithilfe der Sprache leisten. Das Buch ist die Erlösung der Worte, die im Schweigen festgehalten wurden, der ausgelöschten und getilgten Namen. Es ist der einzige Zeuge, den die Lebenden ertragen können. Ihre eigene, individuelle Sprache. Der heutige Vortrag ist für mich die Erlösung durch die Worte und das Sprechen über meine Familie, die einstmals in Krakau lebte.